Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 41 (1947)
Heft: 7-8

Artikel: Hat das Feldprediger-Amt in der Friedensarmee einen Sinn?
Autor: A.A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-138975

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gebet». Hier hat die Einverleibung des Ethiſchen in das Religiöſe ihren Gipfel erreicht.

4.

Der Chaſſidismus iſt eine der großen Glaubensbewegungen, die unmittelbar zeigen, daß die Menſchenſeele als Ganzes, in ſich geeint, in der Kommunikation mit der Ganzheit des Seins leben kann, und zwar nicht bloß einzelne Seelen, ſondern eine zur Gemeinſchaft verbundene Vielheit von Seelen. Die ſcheinbar mit Notwendigkeit voneinander getrennten Bereiche erkennen in den hohen Stunden ſolcher Bewegungen die Unrechtmäßigkeit ihrer gegenſeitigen Abgrenzung und ſchmelzen ineinander. Die klare Flamme der menſchlichen Einheit umfaßt alle Kräfte und ſteigt zur göttlichen Einheit empor.

Die Einung des ethiſchen und des religiöſen Bereichs, wie ſie ſich im Chaſſidismus, wenn auch nur in kurzer Blüte, vorbildlich vollzogen hat, bringt hervor, was wir in unſerer Menſchenwelt Heiligkeit nennen. Wir können Heiligkeit als menſchliche Eigenſchaft kaum anders als durch ſolche Einung kennen. Es iſt wichtig, daß man ſie kennen lerne.

Martin Buber.

Hat das Feldprediger-Amt in der Friedensarmee einen Sinn?[1]

Die folgenden Ausführungen über Wert und Unwert des Feldprediger-Amtes beruhen einerſeits auf grundſätzlichen Erwägungen, anderſeits auf perſönlichen Beobachtungen im Militärdienſt ſeit 1913. Der Schreibende iſt Proteſtant und beurteilt deshalb vor allem die Feldgeiſtlichen ſeiner Konfeſſion. Er iſt auf Grund ſeiner Erfahrungen zu einer durchaus ablehnenden Einſtellung gegenüber beſagter Inſtitution gekommen, iſt aber überzeugt, daß er mit ſeiner Meinungsäußerung unter ſeinen ſoldatiſchen Kameraden nicht allein ſteht. Im

---

[1]) Es handelt ſich bei dieſem Artikel nicht um eine antimilitariſtiſche Attacke, die wir nun nach dem zweiten Weltkrieg eröffnen möchten. Wenn wir auch nicht zu denen gehören, die immer noch an einen Schutz der kleinen Staaten durch Armeen glauben, und wenn wir auch der Meinung, unſere Armee hätte uns gerettet, jederzeit entgegentreten, ſo hätten wir doch keinem freien Volk zumuten wollen, ſich einer Gewaltherrſchaft wehrlos zu fügen. Es iſt zwar unſere heilige Ueberzeugung, daß es noch andere, beſſere, überlegenere und erfolgreichere Mittel zur Verteidigung der Freiheit gibt, und es iſt uns ſelbſtverſtändlich, daß die Menſchheit die barbariſche Stufe militäriſcher Auseinanderſetzungen überwinden muß, wenn ſie nicht dem ſicheren Untergang entgegengehen will. Der Kampf um dieſe Erkenntniſſe muß allerdings gekämpft werden.

Der Verfaſſer packt ein Teilproblem an, eine Inſtitution, von der je und je

Gegenteil, keine Einrichtung unſerer Armee wird als ſo überflüſſig empfunden wie gerade der Dienſt des Feldpredigers. Dieſe Einſtellung beruht einerſeits auf einer weitgehenden Entkirchlichung der großen Mehrheit der proteſtantiſchen Bevölkerung, welche die Kirche als überkommene Einrichtung ohne das Gefühl innerer Verpflichtung einfach hinnimmt, anderſeits auf der Art und Weiſe, in der die Militärgeiſtlichen ihr Amt auffaſſen und ausüben.

An und für ſich iſt die Verquickung von Kriegertum und Religion uralt. Wir finden ſie bei den Völkern der Antike, die alle ihren Kriegsgott hatten und ihm im Kriege durch Prieſter Opfer darbringen ließen. Im Mittelalter iſt das Chriſtentum trotz des innern Widerſpruchs, in dem die Religion der allgemeinen Menſchenliebe zur Gewaltanwendung ſteht, immer wieder zum Aushängeſchild für kriegeriſche Unternehmungen von im Grunde genommen ſehr weltlicher Art geworden. Man denke vor allem an die Kreuzzüge nach dem hl. Lande und gegen die Ketzer in Südfrankreich. In den Glaubenskriegen der Reformations- und Gegenreformationszeit iſt die Beziehung zur Religion noch offenſichtlicher. Auch als das Zeitalter der Toleranz angebrochen war, ſcheute man nicht davor zurück, den Segen des Himmels für den Sieg der Waffen über den Gegner — der genau das gleiche tat — herabzuflehen. Und noch in neueſter Zeit konnten wir erleben, wie der «deutſche Gott» die Armeen Wilhelms II. und Hitlers zum Siege führte. So ſehen wir, wie von jeher der Kriegsmann ſein Gewiſſen zu betäuben trachtete, indem er den Herrgott zu ſeinem Kumpanen zu machen ſuchte. Mit dieſem Hineinziehen der religiöſen Sphäre in die militäriſche Machtentfaltung hängt es zuſammen, daß das Amt des Feldpredigers in dieſer oder jener Form in frühe Zeiten zurückreicht. Er hat ſeines Amtes gewaltet in allen Kriegen der alten und neuen Welt; er hat die Herzen zum Kampf geſtärkt, die Wankenden mit neuem Mut belebt, den Haß gegen die Un- und Irrgläubigen angefacht, er hat aber auch Verwundete gepflegt und Sterbende getröſtet.

---

nicht Klärung, ſondern eine ſchlimme Vernebelung gerade dieſer Fragen ausgegangen iſt, weil dieſe Inſtitution des Feldpredigeramtes in ſich ſelbſt zweideutig iſt. Man kann Wehrmann und Offizier ſein, und man kann Prediger ſein, auch Prediger für die Soldaten, aber man kann nicht Offizier-Pfarrer oder Pfarrer-Offizier ſein. Wir wiſſen ſehr wohl, daß einzelne Feldprediger verſuchten, trotz der Zweideutigkeit der Inſtitution, ſich die Sauberkeit der Geſinnung zu wahren und etwas Rechtes aus ihrer Stellung zu machen, aber wir haben noch nichts davon gehört, daß verſucht worden wäre, die ganze Inſtitution in einem der chriſtlichen Kirche würdigen Sinne zu reformieren. Es iſt ein erfreuliches Zeichen und ein verdankenswertes Unterfangen, daß ein Wehrmann dem Ausdruck gibt, was viele empfinden. Der Pfarrer mit Säbel und Revolver, dieſer Pſeudohauptmann, der das „Wort Gottes" verkündigt, iſt eine anſtößige Figur, und es iſt ein ſchlechtes Zeichen für die Lebendigkeit und reformatoriſche Kraft der Kirche, wenn nicht ſie daran Anſtoß nimmt, ſondern die Unkirchlichen. P. T.

So war es auch in den Armeen im vergangenen zweiten Weltkrieg. Die Feldgeiſtlichen in der engliſchen und amerikaniſchen Armee z. B. wurden in hohen Ehren gehalten, denn ſie bedeuteten den kämpfenden Soldaten die geiſtige Macht, die ſie emporhob über das Grauen des Krieges, des Zerſtören- und Tötenmüſſens.

Auch in unſerer ſchweizeriſchen Armee hat das Feldpredigeramt von jeher beſtanden. Wir kennen die fromme Sitte der alten Eidgenoſſen, vor der Schlacht zum Gebet niederzuknien. Geiſtliche haben unſere Vorfahren in den Krieg begleitet — man denke an Zwingli — und ihre Herzen durch anfeuernden Zuſpruch geſtählt. Feldkaplane beider Konfeſſionen waren den Schweizer Regimentern in fremden Dienſten beigegeben. Gemäß dieſer Tradition hat noch heute jedes unſerer Regimenter einen oder zwei Feldgeiſtliche, je nach deſſen konfeſſioneller Zuſammenſetzung. Es ſtellt ſich nun die Frage: Beſteht dieſe Ueberlieferung noch zu Recht, oder muß ſie etwas Neuem Platz machen? Bevor wir ſie beantworten, müſſen wir eine grundſätzliche Ueberlegung anſtellen. Wir müſſen unterſuchen, was eigentlich die Aufgabe eines Militärgeiſtlichen logiſcherweiſe ausmacht. Die Antwort liegt nahe, ſie iſt in den vorausgehenden Ausführungen zum Teil ſchon enthalten. Er muß dem kämpfenden Krieger durch ſeeliſche Stärkung Standhaftigkeit und Ausdauer verleihen; er hat die Aufgabe, den Geboten der chriſtlichen Ethik, ſoweit die Kriegsnotwendigkeiten es zulaſſen, Nachachtung zu verſchaffen; an ihm vor allem iſt es, der Anwalt der Wehrloſen, der Kriegsopfer zu ſein. In der Pflege der Verwundeten, der Tröſtung der Sterbenden liegt eine weitere Aufgabe des Feldgeiſtlichen. Sein Wirken kann in höchſtem Maße fruchtbar ſein, wenn er ſeine Aufgabe im Sinne der Nachfolge Chriſti auffaßt. Man darf alſo ruhig ſagen, daß in einer kämpfenden Armee der Feldprediger eine wertvolle, ſegensreiche Aufgabe erfüllt, ſofern er nicht im Stile der Kreuzzugsprediger einfach ein fanatiſcher Hetzer iſt.

Ganz anders verhält es ſich dagegen mit der Stellung eines Militärgeiſtlichen in unſerer Friedensarmee. Wir Schweizer beſitzen wohl ein wohlausgerüſtetes, mit allen modernen Waffen verſehenes Heer von mehreren hunderttauſend Mann. Es weiſt heute ein hohes Maß von techniſchem Können und militäriſcher Routine auf. Aber es iſt nie zum Schlagen gekommen; die höchſte, ſoldatiſche Bewährung iſt ihm erſpart geblieben. Unſere Milizen haben die Feuertaufe nicht erhalten. Wir Soldaten alle bis hinauf zu den höchſten Offizieren ſind innerlich «Ziviliſten» geblieben. Mit allen Faſern unſeres Weſens hingen wir auch im Waffenrock an unſerem bürgerlichen Wirkungskreis, an Haus und Familie. Wir taten unſern Dienſt ſtändig im Gefühl, daß man nach einer beſtimmten Anzahl von Wochen wieder ins friedliche Berufsleben zurückkehren werde. Auch in den kritiſchſten Tagen war man im innerſten Weſen überzeugt, daß uns der blu-

tige Kampf erſpart bleiben würde. So ſehr man auch den Gegenſatz zum nationalſozialiſtiſchen Deutſchland empfand, einen Feind ſah man nicht vor ſich, man empfand nicht den Haß, der den Kriegsmann mit Kampfbegier erfüllt. Die ängſtliche Neutralität, die während des ganzen Krieges gerade auch in der Armee gewahrt wurde, förderte noch dieſe im innerſten Weſen unſoldatiſche Geſinnung. Zweifelsohne hätte ſich unſere Armee im Ernſtfall nach dem erſten unvermeidlichen Schock glänzend geſchlagen, ſchon aus der inneren Verpflichtung gegenüber der alteidgenöſſiſchen Kriegstradition. Aber das gütige Schickſal — oder ſollen wir ſagen das Verhängnis — hat es anders gewollt. Wir ſind ungeprüft wieder ins Zivilleben zurückgekehrt. Kein Blut iſt gefloſſen, die Waffen waren nur zu Uebungszwecken gebraucht worden.

Und nun die Stellung der Feldprediger in dieſer unſerer ziviliſtiſchen Armee? Die oben ausgeführten weſentlichen Aufgaben in einer kämpfenden Armee hatten ſie nicht zu erfüllen. Wie hätte ſich alſo naturgemäß ihr Pflichtenkreis geſtalten müſſen? Der Geiſtliche iſt wie kein anderer dazu berufen, Wegweiſer zu ſein zum Guten, zum Edlen; er hat die Gebote des chriſtlichen Sittengeſetzes hineinzutragen in alle Belange des menſchlichen Lebens, er ſoll in uns, die wir durch den Kampf ums Daſein gezwungen ſind, immer wieder aus egoiſtiſchen Motiven zu handeln, den Zuſammenhang mit dem Göttlichen, Ewigen wach erhalten. In dieſem Sinne hätte er auch unter uns Soldaten wirken ſollen. Zweifelsohne war das auch der Wunſch und der Wille der meiſten Feldprediger. Woran liegt es aber, daß deren Wirken dem Wehrmann ſo gar nicht recht zum Bewußtſein kam? Warum waren einem die ſchwarzen oder grauen Herren mit Offiziersmütze und Revolver ſo gleichgültig? Wieſo kam es, daß gerade auch die Feldgeiſtlichen mit allerhand Spitznamen oft reſpektloſer Art reichlich bedacht wurden? Der Schreibende hat in Einheiten Dienſt getan, die ſich vorzugsweiſe aus ländlichen Gegenden rekrutierten, in denen das kirchliche Bewußtſein noch nicht ſo abgeſtorben iſt wie in den Städten und Induſtriegebieten. Aber auch da herrſchte dieſe Einſtellung, und zwar vor allem unter den proteſtantiſchen Soldaten, die, wie der Schreibende, ſonſt durchaus die Aufgabe der Kirche im Volksleben bejahten. Sie ergibt ſich aus der Zweckloſigkeit der Inſtitution, ſo wie ſie iſt, in einer Friedensarmee wie der unſrigen. Was war im allgemeinen die Arbeit der Feldprediger — ich denke insbeſondere an die reformierten — in den monatelang dauernden Grenzdienſten während des erſten und zweiten Weltkrieges? Sie hatten am Sonntag eine Predigt zu halten und während der Woche ſich allerhand humanitären Aufgaben zugunſten der Soldaten zu widmen, auch hie und da einen Vortrag zu halten. All dies hat aber ihre Zeit bei weitem nicht ausgefüllt. Kein Heeresangehöriger hat ſich ſeinen Dienſt

ſo angenehm, ſo ferienmäßig geſtaltet als der Durchſchnitts-Feldprediger. Das war ziemlich allgemein die Anſicht der Soldaten und Offiziere. Aber wenn doch wenigſtens die Feldgottesdienſte für den Wehrmann eine Erhebung, einen Troſt, eine ſeeliſche Stärkung bedeutet hätten! Das war aber, von löblichen Ausnahmen abgeſehen, ganz und gar nicht der Fall. Die Predigten waren von einer geradezu erſtaunlichen Wirkungsloſigkeit. Da ſtellte man ſich auf irgend einem freien Platz oder einer Wieſe um die improviſierte, patriotiſch geſchmückte Kanzel herum auf, ſang oder brummte gleichgültig die üblichen vaterländiſch-religiöſen Lieder mit, hörte gelangweilt das mehr oder weniger patriotiſch drapierte Wort Gottes an und war unbeteiligter Zuhörer der üblichen Gebete. Von innerer Erhebung, von religiöſer Ergriffenheit keine Spur! So mag überall mehr oder weniger die militäriſche Gottesdienſtfeier ausgeſehen haben. Ausnahmen, die es natürlich auch gegeben hat, beſtätigen nur die Regel. Der Schreibende, der an die 600 Dienſttage hinter ſich hat, erinnert ſich an keine einzige Feldpredigt, die ihn irgendwie innerlich gehoben hätte, dafür aber an manche, über die er ſich geärgert, ja empört hat. Er fühlte jedesmal, und ſeine Kameraden auch, das innerlich Unwahre, Leere an der Veranſtaltung, er hatte das Gefühl, daß die Kirche da durch den ſtarren, ſeelenloſen militäriſchen Formalismus proſtituiert wurde. «Wie kann ſich ein Pfarrer, der ſein Amt ernſt nimmt, für ein ſolches Theater zur Verfügung ſtellen! Schämt er ſich nicht vor den vor ihm aufgeſtellten Soldaten und Offizieren, denen im Grunde genommen dieſe lendenlahme Verquickung von Religion und Militärbetrieb zum Ekel wird! Hat er eine Ahnung von der völligen Nutzloſigkeit ſeiner Predigt? So mußte ſich der religiös Empfindende immer wieder fragen. Der Schreibende erinnert ſich an eine an und für ſich ganz gute Feldpredigt, die von einem angeſehenen, tüchtigen Geiſtlichen freiſinniger Richtung gehalten wurde. Die altteſtamentliche Geſtalt des Tobias wurde in ihr verſchiedene Male erwähnt. Auf dem fröhlichen Rückmarſch — denn es winkte der freie Sonntagnachmittag — kugelte immer wieder das Wort «Tobias» durch die Reihen und Witze über Witze wurden darüber geriſſen. Von einer inneren Nachwirkung der Predigt war keine Rede! Die Wirkung wäre vielleicht erfolgt, wenn der Gottesdienſt im zivilen Rahmen in einer Kirche ſtattgefunden hätte. Das militäriſche Drum und Dran hatte die Soldaten von vorneherein mit innerer Ablehnung erfüllt. Hatten wir Wehrmänner aber Gelegenheit, am Sonntag in die Kirche zu gehen wie die Bürger im Zivilkleide, ſo ſind wir jedesmal irgendwie angeregt, ja erbaut worden. Die Predigt iſt nicht ins Leere gegangen, ſondern man hat ſie nach dem Gottesdienſt diskutiert und ſich das Eine oder Andere gemerkt.

Die Anwendung des geſunden Menſchenverſtandes iſt nicht gerade die ſtarke Seite unſeres komplizierten, z. T. verbürokratiſierten Mili-

tärapparates gewesen. Die Schablone herrschte überall und erstickte selbständiges Handeln und individuelles Vorgehen. Dies zeigte sich in beschämender und zugleich lächerlicher Weise in dem indirekten Zwang, der in bezug auf den Besuch des Feldgottesdienstes ausgeübt wurde. Zweifellos wären die meisten Veranstaltungen dieser Art sehr schwach besucht worden, wenn man nicht indirekt dazu gezwungen worden wäre. «Wer am Feldgottesdienst nicht teilnimmt, hat inneren Dienst zu tun», hieß es meistens. Oder es kam vor, daß die Rekusanten unterdessen einen kleinen Marsch oder dergleichen machen mußten. Unter solchen Umständen haben natürlich sehr viele Soldaten es vorgezogen, sich um die Predigerkanzel zu scharen. Man hatte da wenigstens keinen Dienst. Daß die Offiziere, die solchen Mißbrauch mit verbrieften bürgerlichen Rechten trieben, sich der Verwerflichkeit ihres Tuns nicht bewußt waren, zeigt, wie gering sie von der Kirche dachten.

Wenn schon die Militärgeistlichen mit ihren Sonntagspredigten die Herzen der Wehrmänner kalt ließen, haben sie sich wenigstens der Soldaten während der Woche angenommen? Haben sie sich auf dem Marsch, bei der Arbeit, irgendwie mit ihnen abgegeben? Sind sie in zwangloser Art mit ihnen nach dem Feierabend zusammengesessen? Haben sie in den starren militärischen Formalismus hinein etwa einen allgemein menschlichen Ton gebracht? Haben sie verbitterte, verdüsterte, verzweifelte Seelen durch schlichten Zuspruch von Mensch zu Mensch aufgerichtet? Haben sie den rechten Ton gefunden gegenüber unzufriedenen Schimpfern? Haben sie mannhafte, ernste Worte der Zurechtweisung und Belehrung gefunden, wenn die Wogen sittlicher Hemmungslosigkeit gar zu hoch gingen? Sind sie mit einem Wort die Seelsorger der Soldaten gewesen? Der Schreibende muß die Frage verneinen. Selbstverständlich mag es auch da zahlreiche Ausnahmen von der Regel geben. Aber im allgemeinen waren die Feldprediger an den Abenden nur im Kreise der Offiziere zu finden. Einen Verkehr ohne innere Hemmungen zwischen ihnen und den einfachen Soldaten gab es nicht. Der Militärpfarrer war doch «Hauptmann» und mußte als solcher angeredet werden. Dieser Umstand hat die psychologische Unmöglichkeit unbefangenen Verkehrs zum voraus bedingt. Man hat zwar während der zweiten Hälfte der Mobilisation Audienzstunden eingerichtet, in denen sich die hochmögenden Herren Feldprediger der vielerlei Nöte der einfachen Soldaten annehmen sollten. Diese Gelegenheit zur Aussprache soll wenig benutzt worden sein. Bestand in einer Einheit ein vernünftiges Verhältnis zwischen Soldaten und Offizieren — und das war glücklicherweise meistens der Fall — so ging der Wehrmann viel lieber zu seinem Hauptmann, zu seinem Major, um ihm seine Anliegen vorzubringen. Das ist auch ganz natürlich und selbstverständlich. Inwieweit der Feldgeistliche unter

ſeinen Offizierskameraden, mit denen er faſt ausſchließlich verkehrte, ſeelſorgeriſch wirkte, entzieht ſich der Kenntnis des Schreibenden. Er weiß lediglich, daß den Offizieren der Feldprediger als ſolcher genau ſo gleichgültig war wie den Soldaten. Als «Hauptmann» nahmen ſie ihn nicht für voll und machten ſich über ihn luſtig, wenn er den Offizier zu ſehr herauskehrte. Es mag höhere Kommandanten gegeben haben, die das Amt des Militärgeiſtlichen als Stütze der Autorität glaubten fördern und ſchützen zu müſſen. Solche Tendenzen haben das Feldpredigeramt nur noch mehr diskreditiert; denn der Soldat merkte ſie ſchnell heraus und ſeine innere Ablehnung wurde nur noch größer.

Der Verfaſſer dieſer Zeilen hat ſich während dem wochen- und monatelangen Grenzdienſt oft geärgert über die Stupidität und Phantaſieloſigkeit des Dienſtbetriebes. Um die Zeit totzuſchlagen, wußte man nichts Geſcheiteres zu tun als immer wieder die gleichen Uebungen und Exerzitien anzuwenden, die von uns tief in der Friedensmentalität ſteckenden Soldaten als zwecklos und ſchikanös empfunden wurden. Die verharzte militäriſche Bürokratie konnte ſich aus der überkommenen Schablone nicht befreien; es kam ihr nie der Gedanke, man könnte einen Teil der reichlich vorhandenen Zeit dazu verwenden, ſtaatsbürgerliche Erziehung an den Wehrmännern zu treiben, allgemein bildende Unterrichtskurſe zu geben, den Soldaten die großen Zuſammenhänge der Weltgeſchichte aufzuzeigen, mit einem Wort in irgend einer Form den Volkshochſchulgedanken in das Heer hineinzutragen. Man hat nicht gewagt, den Soldaten klar und eindeutig zu ſagen, um welche höchſten Werte im vergangenen Krieg gerungen wurde; man vermied es uns zu ſagen, wer recht und wer unrecht habe. Man war dazu — ſagen wir einmal — viel zu neutral. Wer hätte in dieſem Falle richtungweiſend ſein müſſen, wer hätte dem Einheitskommandanten ein Licht aufſtecken ſollen, wenn nicht die Feldprediger? Aber ſie haben nach meinem Wiſſen nichts dergleichen getan. Einzelne Verſuche, die aber keine weitere Nachahmung gefunden haben, ſind von geiſtig weiter ſehenden Offizieren gemacht worden. Auch da haben die Feldgeiſtlichen verſagt. Dann und wann, höchſt ſelten, hat einer einen lendenlahmen Vortrag gehalten; möglichſt im militäriſchen Rahmen, nur ja dem offiziell befohlenen Patriotismus, der ängſtlich gehüteten Neutralität nicht nahezutreten.

So ſind, alles im allem geſagt, die Feldprediger kein Ruhmesblatt unſerer reformierten Kirche geweſen. Der Katholizismus kam da beſſer weg, weil aus dem Munde des Prieſters immer die objektive Kirche ſprach, während das Weſen des Proteſtantismus größte ſubjektive Freiheit des Geiſtlichen vorausſetzt. Dieſen freien, hohen, unabhängigen Sinn unſerer Kirche im Rahmen der Armee aufrecht zu erhalten,

haben die Pfarrer im Waffenrock im allgemeinen nicht verſtanden.

Aus all den dargelegten Erwägungen heraus kommt der Schreibende zu dem Schluß, daß das Feldpredigeramt in der hergebrachten Form ſeinen Sinn verloren hat. Es darf aus der Armee verſchwinden; es wird ihm kaum jemand eine Träne nachweinen. Es mag Soldaten geben, die aus Liebedienerei oder berechneter Politik die eine und andere Feſtſtellung des Schreibenden beſtreiten möchten; die große Mehrzahl der Wehrmänner wird ihm beipflichten. A. A.

Zum Rußlandproblem

DIE STIMME EINES ARBEITERS

Zur Rußland-Frage:

Mit leidenſchaftlichem Intereſſe, aber auch mit großem Bangen hatte ich die Entwicklung der ruſſiſchen Revolution ſeit dem Oktober 1917 und anſchließend das weitere Werden des ruſſiſchen Volkes im wirtſchaftlichen und politiſchen Geſchichtsablauf verfolgt.

Wie jeder andere Arbeiter, ſo ſah auch ich die Morgenröte der Befreiung des Proletariats Europas und der übrigen Völker der Welt vom Fluch der kapitaliſtiſchen Herrſchaft über Rußland aufſteigen. Hoffnungsvoll blickten wir Arbeiter nach dem Oſten, wo der Waffengang zwiſchen Deutſchland und Rußland zu Ende gegangen und die ruſſiſchen Soldaten unter Führung Lenins und ſeiner Genoſſen den Sturz des Zarentums herbeiführten und die proletariſche Revolution ausriefen und kraftvoll durchführten. Mit Spannung verfolgten wir ihre Kämpfe mit ihren Feinden und freuten uns über die Siege. Dies umſomehr, nachdem die Münchner Räterepublik von den Schergen der erſten deutſchen ſozialpatriotiſchen Revolutionsregierung unter Führung Eberts, Scheidemanns und Noskes und Konſorten zuſammengeſchlagen worden war und wir ſomit für dieſe Verräter am Sozialismus nur noch die gebührende Verachtung übrig hatten. Von Italien her gab es auch noch einmal ein Aufleuchten in der Beſetzung der Fabriken durch die Arbeiter, aber bald war auch dieſe Revolution von der bürgerlichen Reaktion erledigt worden, da es den Revolutionären an der inneren Kraft fehlte. So blieb uns nur noch die Hoffnung auf die ruſſiſchen Arbeiter und Bauern unter der Führung Lenins und ſeiner Leute. Doch nur zu bald kam auch da die bange Frage: Werden dieſe ſozialiſtiſchen Revolutionäre den Idealen des Sozialismus treu bleiben oder werden ſie dem Gewalt- und Terrorgeiſt verfallen. Leider zeigte ſich bald, daß auch bei ihnen die Loſung: Recht iſt, was der Partei und Revolution nützt, zum Leitmotiv ihrer Politik wurde.